

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 201.

Montag, 30. August

1926.

Das Sechstagerennen.

(9. Fortsetzung.)

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

9. Kapitel.

In Berlin ging Karl zu Eva, sobald sie eingerichtet war. Bei seiner Rückkehr hatte ihn Frau Rath recht aufgeregt empfangen, ein Bote war dagewesen von Glaser und Bergmann und hatte gefragt, ob die Firma damit rechnen könne, daß er sich morgen vorstellen werde, hatte sie erzählt. Das war eine verzeihliche Flüge der guten Mutter Rath, die sich sehr um das Wohl ihres Schütlings bangte und deshalb dieses Märchen erfand. Karl wußte sehr genau, daß sich morgen zwanzig junge Leute vorstellen würden, unter denen die Firma nur auszuwählen brauchte.

Dann waren sie hart aneinander geraten, als Karl erklärte, für die Stellung kein Interesse mehr zu besitzen. Ernstlich böse war die gute Frau gewesen, wie er sie noch nie gesehen.

„Aus Ihnen wird nie etwas Ordentliches werden“, hatte sie gerufen.

Von dem Geld, das sie noch bekam, hatte sie kein Wort gesagt, dafür war sie erstens zu anständig, und zweitens lag ihr Karls Wohl mehr am Herzen als die paar hundert Mark, die sie wohl entbehren konnte. Karl aber hatte das falsch aufgefaßt und recht taktlos geantwortet, sie werde ihr Geld schon bekommen.

O, wie er das jetzt bereut! Ganz still war Frau Rath geworden, hatte ihn nur groß und traurig angesehen und das Zimmer verlassen, ohne ein Wort zu sagen. Seitdem gingen sie sich aus dem Wege, beide gedrükt und beide auf das erste gute Wort des anderen wartend.

Sofort nach seiner Rückkehr hatte er seinen Austritt aus dem Amateurverband vollzogen und sich beim Verband der Berufsfahrer angemeldet. Dieser Übertritt hatte wie eine Bombe eingeschlagen. Die Zeitungen brachten größere Notizen darüber und glossierten den Fall. Man anerkannte die großen Erfolge und das außerordentliche Können des talentierten jungen Fahrers, gab ihm aber allgemein keine großen Ausichten zwischen den Berufsfahrergrößen und meinte, er hätte besser drüben der erste bleiben sollen, als hier eine untergeordnete Rolle zu spielen. Das große Rad-sport-Fachblatt schrieb: „Es sollte uns nicht wundernehmen, wenn Groth dahintersteht. Er, der soeben das Management einiger ausländischer Fahrer übernommen hat, könnte seinen Einfluß bei Harling geltend gemacht haben, um auch in die Reihen der deutschen Fahrer einbrechen zu können.“

Karl machte sich aus solchen Notizen nichts, aber er konnte nicht verhindern, daß Frau Rath sie las. Und eines Nachmittags schwebte sie in sein Zimmer. Er hatte einen Ausbruch ihres Unwillens erwartet, aber das Gegenteil geschah. Sie hatte sich von einem Herrn, der täglich bei ihr aß und ein begeisterter Sportsmann war, sagen lassen, daß der Rennfahrerberuf nicht nur ehrenwert sei, sondern daß man damit Geld und Ruhm ernten könne. Und das hatte sie vollkommen verstanden. Daß ihr Karl Harling hoch hinaus wollte, wußte sie, aber was hatte er bisher damit erreicht? Verhungen hätte er müssen, wenn sie nicht gewesen wäre. Und

jetzt hatte er ja einen Beruf, der anständig war und gut bezahlt wurde. Was wollte er mehr? Die Hauptsache war, daß man arbeitete.

Mit der Zeitung in der Hand, in der die Notiz rot angestrichen war, kam sie auf ihn zu und sagte:

„Ich bin gestern in dem Geschäft Glaser und Bergmann gewesen, ich glaube, das wäre doch nichts für Sie.“

„Sie sind doch eine vernünftige Frau, Mutter Rath“, sagte Karl und gab ihr einen Kuß auf die Wange.

Damit war die Versöhnung offiziell anerkannt.

Am selben Nachmittag ging er zu Eva. Sie wohnte in einer kleinen Pension im Westen der Stadt und wußte eigentlich nicht recht, wie sich die Dinge entwickeln sollten. Dieser Karl Harlinghausen tat ihr leid und sie wollte ihm helfen, wollte sogar einen Teil ihres über alles geliebten Schmuckes opfern, wenn's sein sollte. Das war viel, sehr viel. Warum tat sie es? Sie wußte es nicht. Irgend etwas mußte geschehen, denn das Bargeld reichte nicht für ewig. Ob sie nochmals annoncierte? Um wieder eine Enttäuschung zu erleben?

Es klopfte.

Karl trat ein, er war schüchtern und links, ganz anders als in Amsterdam, küßte ihr die Hand, dann sah er den Schmuck, den sie auf dem Tisch ausgebreitet hatte, um einige Stücke für ihn auszuwählen.

„Mein Gott, das gehört alles Ihnen?“ staunte er.

„Gewiß.“

„Wie reich müssen Sie sein! Wenn Sie den Schmuck verkaufen, oder nur die Hälfte davon.“

„Ich verkaufe kein Stück“, sagte sie streng.

„Warum nicht?“

Er begriff das nicht. Sie hatte ihm erzählt, daß sie eine Stellung ergreifen wollte und deshalb nach Amsterdam gekommen war. Eine Stellung? Sie? Mit solchen Reichtümern? Das war ja absurd. Wieviel besser konnte sie handeln, wenn sie das unnütze Gold abstieß und das dafür erlöste Geld arbeiten ließ. O, er wußte schon, wie er solche Reichtümer angelegt hätte.

Eva hörte kaum zu. Sie könne und sie wolle sich von keinem dieser Stücke trennen. Das sei ihr letztes Wort, im übrigen ihre eigenste Angelegenheit.

„Ganz gewiß.“

„Nun . . . und?“

„Und anderes, ich meine bares Geld, besitzen Sie nicht?“

„Nein.“

Dann verstehe er nicht, wie sie ihm helfen wolle. Er habe zwar kein Recht darauf . . .

„Ich werde Ihnen einige Stücke geben . . .“

„Aber Sie sagten doch soeben . . .“

„Wenn Sie mich nur ausreden lassen wollten! Sie sollen kein einziges verkaufen. Sie sollen die Stücke beileihen lassen und das Geld für Ihren Unterhalt verbrauchen, bis Sie Ihr großes Rennen gewonnen haben und es mir zurückerstatten, das heißt, bis Sie die Stücke wieder eintösen können.“

„Ach so“, sagte Karl, dem diese Mission eben nicht sympathisch war.

Vielleicht wäre es besser, Sie würden die Stücke beleihen lassen und mir eine runde Summe zur Verfügung stellen, die ich Ihnen natürlich mit Zinsen...

„Nein, nein, nein! Ich selbst mache so etwas nicht. Ihnen gebe ich den Schmutz, weil ich zu Ihnen Vertrauen habe und weil ich weiß, daß ich ihn wieder bekomme. Aber selbst kann ich mich nicht von den Sachen trennen, kann nicht die Verantwortung tragen.“

„Gegen wen?“

„Mir selbst gegenüber.“

„Aber wenn ich nun Pech habe und das Geld nicht zusammenbekomme, um ihn einzulösen?“

„Sie werden es zusammenbekommen.“

„Es könnte aber doch sein...“

„Es wird nicht sein!“

Eva konnte sich kaum noch beherrschen. Wenn der dumme Junge doch nun endlich merken wollte, daß ihr nichts mehr an dem Schmutz lag, seit er ihr wieder gegenüberstand, daß sie direkt wünschte, er könne die Summe nicht mehr zusammenbringen. Wenn sie ihm hatte sagen können, daß... daß... daß...

Er aber drückte ihr nur fest die Hand und wurde sehr rot dabei.

Dann suchten sie fünf schöne Stücke aus, ein Armband aus massivem Gold mit zwei großen Smaragden am Schloß, ein schmales Diadem, strahlend aus sechzehn Brillanten und vielen hundert Splintern, einen Ring, einen in Platin gefaßten Opal und zwei Anhänger, einer recht geschmacklos, mit einem großen Emaillebild, der andere wundervollste Ziselierarbeit, zart wie ein Hauch.

Diese Sachen sind zusammen 30 000 Mark wert, Sie werden ohne viel Mühe ein Drittel dieser Summe erhalten, damit kommen Sie durch den Winter, können Ihre Schulden bezahlen und sich Anschaffungen machen. Wenn Sie ihre gesamten Einnahmen zurückerlegen, wird es Ihnen ein leichtes sein, den Schmutz wieder auszulösen und mit wiederzubringen. Ich hoffe, daß Sie sich im Laufe dieses Winters eine Existenz schaffen können, die sie ernährt. Heute muß jeder sehen, wie er durchkommt. Arbeit schändet nicht, Herr Harlinghausen.“

Die Worte waren sehr hohl und leer, die sie sprach, kein Leben war darin, denn sie glaubte nicht daran, hoffte es nicht, was sie sprach. Hoffte, daß er im Frühjahr ohne Mittel dastehen werde und daß sie ihn dann fester an sich fetten konnte.

„Weil sie ihn liebte?“

„Weil sie ihn liebte!“

Karl nahm alles todernt, steckte die wertvollen Schmuckstücke in die Tasche, ehrfurchtsvoll, aber nicht sehr achtam, verabschiedete sich mit tausend Dankesworten und ließ sie mit ihren Gedanken allein.

Was er ihr eigentlich hatte sagen wollen, daß er nur deshalb einen Beruf ergriffen habe, um verdienen zu können für zwei, daß er verdienen wolle und nur verdienen, um ein Heim zu schaffen für sie beide, dazu war er nicht gekommen.

Eine sonderbare Frau, dachte er, man kommt ihr nicht näher, fühlt sich zu ihr hingezogen und ist von ihrer kühlen Zurückhaltung gehemmt. Wenn ich nur wüßte, ob ich ihr nochmals sagen könnte, wie gern ich sie habe?

10. Kapitel.

Vor einigen Tagen hatte Karl Harling zwei Herren kennengelernt, die ihm gut gefielen, der eine ein gewisser Radochla, ein großer breitschultriger Mann mit etwas lauter Stimme, der andere ein zarter eleganter Mensch mit guten Manieren, von Henken. Beide saßen oft im „Café Germania“, wo sich die Rennfahrer, auch einige Boxer und andere Berufssportler alltäglich versammelten.

Dieses Café war ein merkwürdiges Lokal. Es lag in einer Seitenstraße neben der großen Sporthalle, hatte einen finsternen Eingang, schlechte Straßenbeleuchtung und machte von außen einen wenig einladenden Eindruck. Dafür war das Innere auch stark reparaturbedürftig. Seit zehn Jahren versicherte der Wirt, ein dicker Mann mit einem Glasaugen (mancher wollte wissen, Adolf

Kräß habe zwei Glasaugen, aber das war sicher übertrieben), er werde sein Lokal „demnächst“ renovieren oder wie er sich ausdrückte „neu renovieren“ lassen.

Vorn war ein mächtig großer Raum, links ein langes Büfett, rechts die Fenster zur Straße. In der Mitte hinten stand ein riesenhafter eiserner Ofen, hinter dem ein dicker, schwerer dunkelroter Samtvorhang von acht Meter Länge den ganzen Raum abschloß. Teilte man den Vorhang, so gelangte man über zwei Stufen, die man vor dem Vorhang nicht ahnte und über die alle Neulinge stolperten, in einen langen Schacht, der ebenfalls mit Marmortischen besetzt war. Hier wurde gespielt, Schach, Stat und Billard.

Am Ende des Schachtes war eine zur Küche und den Toiletten führende Tür, über dieser ein seltsamer Holzbalkon, auf dem bei besonderen Gelegenheiten die Hauskapelle Platz nahm. Wenigstens sagte Herr Kräß so, aber die ältesten Stammgäste vom „Café Germania“ erinnerten sich nicht, jemals einen Musiker hier gesehen zu haben.

In diesem Lokal also lernte Karl seine sämtlichen neuen Kollegen und zwischen ihnen auch Radochla und Henken kennen. Von allen machten sie gerade den besten Eindruck auf ihn, und da er noch niemals in seinem Leben einen Gegenstand hatte beleihen lassen, fragte er die beiden, die einen recht geschäftstüchtigen Eindruck machten, um Rat. Radochla hatte sofort den Braten gerochen, daß hier etwas Besonderes vorliege, und besondere Dinge reizten ihn immer. Und Karl, dem es in erster Linie darum zu tun war, möglichst bald Betriebsmittel zu bekommen, damit er mit dem Training beginnen konnte, wurde bald von den beiden gerissenen Burischen eingewickelt. Sie hatten ihm schnell klargemacht, daß weder ein Juwelier noch eine Bank genügend geben würden.

„Außerdem“, sagte Radochla, „werden Sie von den Zinsen aufgefressen. Bei solchen Lombardgeschäften müssen Sie mindestens 4 Prozent Zinsen im Monat bezahlen. Wenn Sie 10 000 erhalten, haben Sie glatt 3—4000 Mark Spesen. Wo kommen Sie da hin?“

„Am besten wäre, den Schmutz zu verkaufen“, warf Henken dazwischen.

Radochla trat ihm wütend auf den Fuß.

„Unmöglich“, sagte Karl, „das kommt gar nicht in Frage.“

„Nach keinen Unsinn“, rief Radochla, „wenn der Herr den Schmutz beleihen will, will er ihn beleihen lassen und nicht verkaufen. Er wird doch wissen, was er will. Aber ich mache einen anderen Vorschlag: ich habe einen Bekannten, der gibt mir (nicht Ihnen, verstehen Sie: mir!) den vollen Wert und rechnet für mich nur 1 Prozent pro Monat.“

(Fortsetzung folgt.)

Uebertreibung.

Von Wilhelm Herberich.

Die Leute in dem Seegasthaus langweilten sich. Da warf ein Herr ein Stück Brot in das Wasser. Kurze Zeit lag es müßig und verdrossen da und quoll vor Langeweile allmählich auf.

Plötzlich aber begann ein Fangen und Haschen aus der Tiefe, ein silbernes Schnellen und klammerndes Schnalzen. Immer größere Fische schnappten im Wettbewerb nach dem Lederbissen.

Ein junger Mann hatte sich gewinnstüchtig weit über das Wasser hineingelegt und langte nach den Fischen. Als ein großer Karpfen herausschnellte, bekam der Fischer das Übergewicht und stürzte kopfüber in den See.

Wie er watschelnah wieder herauskroch, verlangte er von dem Broteinwerfer Schadensersatz für die durchnähte Wäsche und Kleidung.

Ein heftiger Streit entstand. Die einen stellten sich auf seine, die anderen auf des Brotmanns Seite. Nur ein alter Herr schwieg.

„Warum reden Sie denn gar nichts?“ sagte der Fischer aufgeregt zu ihm. „Was ist Ihre Meinung?“

„Ja!“ sagte der Alte. „Nach meiner Meinung müßte Ihnen der Herr auch noch den Karpfen ersetzen.“

Da lachten alle und verliefen sich. Oft schafft ein übertreibender Scherz schneller Klarheit als die weisesten Verhandlungen.

Liebesmüß.

Von Martha Koeniger.

Die Architektur des Heubodens war hinter dem Reichtum der Wiesen verschwunden. Überreich und überselig hatten sie geblüht, im Morgentau, in lachender Sonne, unter Surren und Summen und Zirpen, unter klammernden Sternen, unter Bliz und Donner und rauschendem Regen — und wieder in strahlendem Lichte und goldenem Lebensjubel. Nun war alles ein Traum, der den Heuboden erfüllte mit starkem, süßem Duft. Die kleine Treppe, die vom unteren Boden in den oberen führte, war im Heu veraraben — es füllte dicht und festgestopft den Raum von Wand zu Wand bis in die Dachspitze.

Miez hatte wohlgefällig zugeguckt, wie es wuchs und wuchs, hatte in brütender Wärme drin gelegen und selig geschnurrt. Aber von der Hinterwand her wuchs es wie eine undurchdringliche Mauer nach vorn — jetzt war die kleine Treppe drunter verschwunden — nein, damit war sie nicht einverstanden. Sie kratzte einen Hohlweg bis unter die unterste Stufe, und sobald ein neues Fuder eingepreßt wurde, scharrte sie sich den Zugang dorthin immer wieder frei.

Zwischendurch ging sie ein wenig in der Sonne spazieren, sah im Hofe und sah den Hühnern zu. Langweilige Geschöpfe — sie sah mit großer Geringschätzung auf sie herunter. Aber sie konnte nicht unterlassen, sie dann und wann ein wenig zu ärgern. Oben in der Küche bekam sie das schönste Futter und ließ es stehen, aber unten fraß sie gerne die schmutzige Hühnerschüssel aus. Zwar es schmeckte gräßlich und war sehr unappetitlich, aber sie schlang, was sie konnte, während die Hühner mit langgestreckten Hälsen und scheelen Augen im Kreise umherstanden und der Hahn entrüftet gackerte.

Überhaupt, dieser Hahn! Wie er sich spreizte und brüstete und den Herrn spielte — und die dummen Hühner fanden es ganz in der Ordnung. Lauter dicke, weiße Hühner, schneeweiß wie der Hahn, plump und stumpfsinnig — wenn der Spitz mal unter sie fuhr, daß sie kreischend auseinanderstoben, das machte der Miez immer einen Heidenpaß.

Ein einziges schwarzes war darunter, und das war mager und ruppig, denn es hatte Kummer. Der stolze, weiße Hahn hatte augenscheinlich sehr viel Rassenbewußtsein, er hielt nichts von der schwarzen Henne. Sie war demütig wie eine Sklavin, sie suchte sein Gefallen auf jede Art zu erregen, bisweilen wandte sie sich beinahe ihm zu Füßen, aber er schenkte ihr wenig Beachtung. Sein Herz gehörte den weißen Schönen, und sein Liebling war „Gratti“, die zierlichste unter ihnen, die so herrlich scharen konnte, daß ganze Wollen flogen. Er folgte ihr auf Schritt und Tritt, wo sie war, da scharrte auch er — jedes Körnchen, jedes Würmchen betrumpte vorgelegt.

Die Leute stopften immer noch auf dem Heuboden, immer noch rollte Fuder auf Fuder heran. Aber Miez sah begalig in ihrem Nest unter der Treppenstufe und schnurrt: hier wollte sie ihre Jungen haben. Andere Raken hatten längst welche, aber sie war jung und hatte sich verspätet.

Eines Tages, als sie wieder in ihrem Nest lag, machte sie große Augen: es raschelte im Heu. Etwas kam durch ihren heimlichen Gang geschlüpft. Sie starrte kampfbereit.

Da bobte sich ein Schnabel durchs Heu, ein weißer Kopf starrte sie an: „Grrr“ machte „Gratti“ betreten, aber sie rappelte sich furchtlos ganz durch und begann ungeniert sich neben der Miez unter der Stufe ein Nest zu scharren.

Miez war's unangenehm — das Getu und Gegaßse beim Eierlegen und das Geschrei hinterher war ihr allemal zuwider, und hier konnte sie das nun gar nicht brauchen!

Aber sieh, es dauerte gar nicht lange, da lag ein schönes, rundes Ei im Nest, ohne daß „Gratti“ sich im geringsten vermault hätte, ganz still und leise ging sie durch den Gang wieder ab. Am nächsten Tage kam sie wieder, und an den folgenden Tagen auch, und jedesmal ließ sie ein Ei zurück. Aber eines Tages erschien die Schwarze und besah sich die Besserung, gurrte leise und klagend und zog wieder ab.

Vier Eier lagen schon im Nest, da blieb „Gratti“ weg. Was war geschehen? Der Großnecht hatte ein ganzes Gelege Rebhühner mit vom Felde gebracht, die Alte war beim Nähen verunfallt, und die Hausfrau hatte „Gratti“ zu dem Rebhühner in einen besonderen Verschlag gesperrt. „Gratti“ besah sich miträulisch die Sache, die Eier schienen ihr unbedrohend, aber was wollte sie machen? Sie war eingesperrt, und so ließ sie sich fest auf dem Gelege nieder.

Aber die Schwarze schlich nun alle Tage zu dem verlassenen Nest und besah sich voll Sehnsucht die schneeweißen Eier; sie schienen ihr glückverheißend. Eines Tages legte sie noch ein Ei dazu, aber hinterher war sie unzufrieden damit, es schien ihr falsch getan. Als sie noch eins legen mußte, deponierte sie es unten im Hühnerstall und kümmerte sich nicht weiter darum, sondern sie stieg jetzt wieder auf den

Heuboden und setzte sich endgültig neben dem Rakenest fest.

Miez kümmerte sich nicht um sie. Da sie ja keinen Lärm machte, mochte sie immer da sitzen. Freilich, es war ein gutes Plätzchen, und die beiden Mütter duldeten einander. Die Schwarze sah meist allein, starrte in die Dunkelheit und war glücklicher als sonst, denn sie dachte immer an goldgelbe Kücheltchen und war von allerhand leisen Hoffnungen bewegt.

Als acht Tage um waren, gab es Unterhaltung: Miez hatte drei entzückende Kinderlein. Sie wuskelten und quiekten, und Miez gurrte leise und lodte sie zärtlich. Der kleinen schwarzen Mama war die nahe Nachbarschaft erst ein wenig ungemütlich, aber dann fühlte sie sich ganz sicher und geborgen — Miez war nun meist im Nest bei den Kleinen. Nur quiekten hätten sie nicht sollen — die andere Mama hatte Angst um ihre Hoffnungen.

Aber es erfüllte sich alles aufs schönste.

Doch kurz zuvor gab's unten im Hofe eine Tragödie. „Gratti“ hatte ihre Kleinen ausgebrütet und besah sich nun die winzigen, fremden, braunen Dingerchen voll Unbehagen. Was hatte sie da gemacht! War sie schuld? Sie wußte es nicht, aber sie war unglücklich. Und die Kleinen waren doch so niedlich und so hilfsbedürftig — sie nahm sie zärtlich unter die Flügel, lodte sie und legte ihnen vor. Aber dann ließ man sie aus dem Gatter, und nun kam eine unvermutete Katastrophe. Der Sultan sah sie — er war die ganze Zeit über, da sie verschwunden gewesen war, schlechter Laune gewesen — nun kam sie daher mit der fremden Brut, wildfremdes Gezücht — wo kam es her! Er schaute etwas lässlich und blies einen wüsten Kraken auf. Und plötzlich stürzte er sich wie ein Rasender auf die Favoritin und bearbeitete sie in blinder Wut mit Sporn und Schnabel, es gab ein furchtbares Geschrei und Gezeter, aber ehe jemand zu Hilfe kam, lag „Gratti“ blutig und tot inmitten ihrer Pflegekinder. Und für die kleinen Fremdlinge fand sich keine andere Mutter — sie mußten alle zugrunde gehen.

Aber ein paar Tage später erschien die Schwarze stolz mit ihrer Kinderschar auf dem Hofe. Und als sie sie nun erst im Lichte besah, siehe, da waren es vier goldgelbe Kücheltchen und ein loblschwarzes. Vor diesem stand die törichte kleine Mama mit langgestrecktem Hals und gurrte es drohend an, und dann hatte sie danach. Es lief ihr immer wieder nach und wurde immer wieder energisch weggehaßt, sie nahm ihr eigen Blut nicht an. Aber die vier Blondon führte sie stolz dem weißen Sultan unter die Nase, und er nahm gnädig Kenntnis von ihnen. Er besah sie schweigend und blies ein wenig den Kraken auf — was mochte in ihm vorgehen?

Das kleine Schwarze stand verlassen auf dem Hofe und schrie jämmerlich. Die Hausfrau nahm es in die Küche, fütterte und wärmte es — aber wenn sie es in den Hof brachte, so stand es wieder kläglich auf einem Fleck und schrie. Bis es am zweiten Tag die Miez erblickte, die lag da in der Sonne und refelte sich, und alsbald lief es hin und drückte sich ihr leise und zufriedenen piepend ins Fell. Die Miez machte große Augen, aber sie ließ es geschehen, nahm schließlich das Rücken zwischen ihre Pfoten wie ihre eigenen Jungen und lodte es. Als sie sich erhob und den Weg nach dem Heuboden einschlug, trippelte das Rücken eilig hinterdrein. Aber die Treppe! Man half ihm hinauf, doch oben stand es wieder ratlos und schrie. Bis die Miez noch einmal den Kopf aus der Öffnung unten im Heu steckte und leise gurrte, da rannte es hin und verschwand im Loch.

Miez hat das Rücken samt ihren Jungen treulich aufgezogen, und sie sind auch später gute Freunde geblieben. Und diese Freundschaft war der kleinen Schwarzen der übrigen Hofbevölkerung gegenüber sehr von Nutzen. Sie gab ihr Rückgrat und Folie, es fiel ihr gar nicht ein, so Klauenhaft aufzutreten wie einst ihre Mama, und die Folie war, daß sie wohlgeachtet und wohlgeleitet war.

Wie Siforo, der Schelm, König von Antananarivo wurde.

(Ein madagassisches Geschichtchen.)

Vor Zeiten lebten in Antananarivo, einer reichen blühenden Stadt auf Madagaskar, zwei spitzbüßige Gauner und Taugenichtse, Engalo und Siforo. Als sie sich eines Tages bei dem, mißglückten Versuche, einander gehörig zu begaunern, kennen gelernt hatten, beschloßen sie, hinfert zusammen zu „arbeiten“ und ihre „Talente“ zu ihrem eigenen Vorteil und zum Schaden ihrer Mitmenschen gemeinsam zu verwerten. Nachdem sie viele Jahre lang der Schrecken aller ehrsamten Bürger gewesen und flehend, bettelnd, betrügend und sich auf alle Weise bereichernd von Stadt zu Stadt gezogen waren, beschloß man endlich, ihrem Treiben ein Ende zu machen. Man fing sie eines Nachts; Engalo ward, als er sich zur Wehr setzte, von einem Pfeil durchbohrt, Siforo aber

gefesselt und im Triumph fortgeführt. Die Leute setzten ihn in einen großen Korb, den sie mit einem Strid fest zuschnürten und schleppten ihn an den Fluß Betsimisaraka, um ihn darin zu versenken. Unterwegs aber hörten sie, daß König Radama vor kaum einer Stunde schwer erkrankt sei, ließen den Korb mitten auf dem Wege stehen und kehrten eilig zurück. Mittlerweile kam des Weges Relibitsa, ein altes Mütterchen, das auch von Siforo einmal gehörig gepreßt worden war. Geschwind abtante Siforo im Korbe das Blüten eines Schafes nach und die Alte, der gerade am Tage vorher eines ihrer Schafe abhanden gekommen war, öffnete hocherfreut den Korb, denn sie meinte, ihr Schaf sei darin. Siforo sprang nun heraus, steckte das Mütterchen hinein, schnürte den Korb mit dem Strid wieder zu und machte sich auf und davon. Als die Leute wiederkamen und das Mütterchen laut jammerte und um Hilfe flehte, meinten alle, Siforo habe sich nur eine neue List ausgedacht und verstelle seine Stimme und warfen den Korb in den Fluß, so daß die alte Relibitsa jämmerlich umkam. — Viele Jahre später kehrte Siforo, der unterdessen reich und wohlhabend geworden war, in die Heimat zurück und die guten Bürger von Antananarivo trauten ihren Augen kaum, denn sie meinten natürlich, Siforo müsse damals umgekommen sein! Der aber lag ihnen vor, all die Reichtümer — Gold, Edelsteine, Silber und kostbare Metalle, die er besitze, habe er da unten im Fluß gefunden, so daß nun auf der Stelle alle Männer und Söhne in der Stadt in den Fluß geworfen sein wollten, um auch so reich zu werden wie Siforo. Siforo besorgte dies schnurstracks, steckte alle Männer in Körbe und Säcke und stieß sie in die reißenden Fluten des Betsimisaraka, wo sie elendiglich umluden. Als Wochen und Monate ins Land gegangen waren und die Frauen merkten, daß ihre Männer nimmer wiederkehrten, da sagte Siforo höhrend zu ihnen: „Da seht, wie dumm eure Männer aus Dabgier waren! Nicht mich habt Ihr damals in den Fluß gestoßen, sondern Relibitsa, die Alte! Eure Männer und Söhne aber seht ihr nie wieder!“ Da weinten sie und trauerten; Siforo aber, der Schelm, der für sie alle nun Gatte und Vater und Sohn in einem war, wurde König in Antananarivo und regierte viele Jahre! — Aus dieser Geschichte kann man leider erleben, daß sehr oft auch die Schlichtheit triumphiert und belohnt wird!

Felix v. Lepel.

Welt u. Wissen

Der Wetterdienst des deutschen Luftverkehrs. Dr. Edener hat bei seiner Überquerung des Atlantischen Ozeans auf dem „L. Z. 126“ gesagt: „Luftschiffahrt ist angewandte Meteorologie“ und damit die ungeheure Bedeutung des Wetterdienstes für den Flugverkehr scharf hervorgehoben. Die Wetterforschung der deutschen Luftverkehrsstrecken ist daher sehr verbessert worden und nach dem Urteil von Dr. Karl Hanns Pollog, der ihr in der „Umschau“ eine eingehende Darstellung widmet, „die beste, die der heutige Stand der Wissenschaft und Technik möglich macht“. Jeder wichtigere Flugplatz des Deutschen Reiches ist mit einer eigenen Flugwetterwarte ausgestattet, auf der ein oder mehrere Meteorologen mit den nötigen Hilfsmitteln Dienst tun. Jedes aufsteigende Flugzeug erhält von dieser Warte eine genaue Schilderung der Wetterlage und eine Wettervorherhersage. Die Beobachtungen aller Flugwetterwarten werden auf dem Draht- oder Funkwege nach dem Observatorium Lindenberg gemeldet, wo auch die Beobachtungen zahlreicher anderer meteorologischer Stationen des In- und Auslandes zusammenlaufen. Dieses Material wird dann von Lindenberg aus jeweils zehn Minuten vor jeder vollen Stunde gesandt und von jeder Flugwetterwarte aufgenommen. Der Flugmeteorologe ist dadurch in die Lage versetzt, viermal täglich eine „Arbeitswetterkarte“ für ganz Europa und die angrenzenden Land- und Seeräume zu zeichnen. Diese vier täglichen Karten genügen für die allgemeine Wettervorherhersage, sind aber für den Flugverkehr nicht ausreichend, da das auf ihnen verwerdete Stationsnetz zu weitläufig ist. Daher ist noch ein weiteres Netz von Stationen, das der Strecken- und Gefahrenmeldestationen, eigens für den Flugverkehr geschaffen worden. Meist sind dies Postämter, deren Beamte freiwillig die nötigen Beobachtungen übernommen haben und eine beschränkte Anzahl von Meldungen täglich der zuständigen Flugwetterwarte machen. Die Gefahrenmeldeämter senden eine Meldung nur bei dem plötzlichen Auftreten von Wettererscheinungen, die dem Flugverkehr gefährlich werden können. Auch rufen die Flugwetterwarten diese Stationen bei unsicherer Wetterlage telephonisch an, um sich über die neuesten Meldungen von der Strecke für das aufsteigende

Flugzeug zu unterrichten. Nun sind aber nicht nur die Verhältnisse am Boden, sondern auch die in der Höhe für den Flugzeugführer von großer Wichtigkeit. Deshalb werden von den Flugwetterwarten Pilotballondiversionen vorgenommen, um die Richtung und Geschwindigkeit der Höhenwinde festzustellen. Mit diesem ganzen Rüstzeug geht nun der Flugmeteorologe an die Wetterberatung des Flugzeugführers, gibt eine eingehende Schilderung der Wetterlage und macht auf die Gefahren aufmerksam. Er rät unter Umständen, einen kleinen Umweg zu machen, wenn eine bestimmte Strecke nicht sicher ist. Die endgültige Entscheidung liegt dann beim Flugzeugführer selbst, der ja sich selbst und seine Maschine genau kennt und weiß, was er beiden zuzumuten kann.

Wetteffen ums Leben. Der holländische Forschungsreisende G. Seubring, der im Jahre 1921 eine Wanderung durch die wilden Gebiete Afrikas antrat, ist jetzt nach Pretoria zurückgekehrt und hat dort einen Vortrag über seine Abenteuer unter den Eingeborenen von Mittelafraka gehalten. Nach einem Bericht der „Times“ erklärte Seubring, daß der Sklavenhandel an der abessinischen Grenze noch eifrig betrieben wird. Italienische und griechische Sklavenhändler treiben hier ihr schändliches Gewerbe, und wenn sie auch nicht mehr, wie in den Tagen Livingstones, den Fang im Großen betreiben und ganze Dörfer umzingeln, so kehlen sie doch Kinder aus den Dörfern, verkaufen die Knaben nach der Türkei und die Mädchen in die Dorems reicher jüdischer Hauptlinge. Auf seiner Wanderung vom Sudan nach dem belagerten Kongo kam der Reisende zu verschiedenen Stämmen, die noch Menschenfresser sind. Während manche primitiven Völker dort aus religiösen Gründen Menschenfleisch verzehren, tun es die Nyam Nyam, weil Menschen leichter zu bekommen sind als Wild und weil ihnen diese Nahrung so vorzüglich schmeckt. Der Name Nyam Nyam soll von dem vernehmbareren Schmaaken der Lippen hergeleitet sein, mit der die Wilden die Verpeisung dieser Delikatesse begleiten. In einem Nyam Nyam-Dorf sah Seubring, wie ein Mann getötet und gefressen wurde. Er war von dem Medizinmann als der „Böse Geist“ ausgespißt worden, der den Tod der Tochter des Häuptlings verursacht haben sollte. Tatsächlich war das Mädchen an einem Schlangenbiß gestorben. Das Opfer wurde an einen Baum gebunden und mit Keulen totgeschlagen. Der Reisende sollte an dem Festmahl teilnehmen. Als er sich weigerte, dies zu tun, wurden die Nyam Nyam darüber so wütend, daß sie seine Hütte umzingelten und ihn töten wollten. Bis zum Einbruch der Nacht hielt er sie mit seinem Revolver in Schach und entfloß dann, obwohl er am Fuß mit einem Pfeilschuß verwundet war. Bei einem anderen Stamm am oberen Kongo werden die Häuptlinge lebendig begraben, wenn sie alt werden. Man geht dabei von der Anschauung aus, daß sie dann noch ihren Verstand haben und daher für ihr Volk allerlei erwirken können, wenn sie in die „großen Jagdaründe“ kommen. Hier erlebte Seubring ein Wetteffen ums Leben. Ein alter Häuptling in einem Dorf erzählte Seubring, daß seine Söhne ihn lebendig begraben wollten, um die Herrschaft an sich zu reißen. Er wollte sich aber noch nicht vom Leben trennen, und so erklärte er, daß er noch bei vollen Kräften und so stark sei, um mehr zu essen als irgend ein anderer Mann des Stammes. Es wurde also ein Wetteffen veranstaltet, bei dem ungeheure Mengen vertilgt wurden. Aber der alte Häuptling schlug tatsächlich alle Veißraße durch seinen Riesenappetit und blieb in seiner Würde.

Reise u. Verkehr

Von der Zugspitzbahn. Der Andraus zur Zugspitzbahn ist in den letzten schönen Tagen besonders befüllt gewesen; es war Regel, vier bis fünf Stunden warten zu müssen. Man glaubt, bei dieser andauernden Nachfrage nach Plätzen in den zwei Kabinen und in der Hoffnung auf andauernd schönes Wetter im klaren Herbst auf eine Besucherzahl von 50 000 zu kommen, was ungefähr einer 25prozentigen Verzinsung des Baukapitals nach sechs Monaten Betrieb entspricht. Unterdessen gehen die Ausbauarbeiten weiter; auf der Bergstation ist noch allerlei fertigzustellen, insbesondere das Hotel auf der Bergstation erfordert noch viel Arbeit. Die Transporte von Baumaterialien auf die Höhe gehen wegen der Inanspruchnahme der Bahn für den Personenverkehr nur langsam vor sich, es ist indes beabsichtigt, oben während des ganzen Winters zu arbeiten.